

Untertürkheimer Kriegs-Chronik 1916 - 1917

Druck von M. Ableiter, Untertürkheim und Obertürkheim.



Nun lernet alle gläubig Sein in diesen großen Tagen
und schickt euch ohne Murren drein, daß jeder hat, ob groß ob klein
ein Kreuz dabei zu tragen.

Glaubt mir, der ungeheure Streit wird nicht im Feld entschieden,
wer stärker ist in Hot und Leid, den leitet die Gerechtigkeit
Durch Sieg zum heiligen Frieden.

Fest steht das Recht und hart die Kraft um unsre Bundesfahnen,
und wenn kein Herz zu früh erschläfft, wenn jeder opfert, jeder schafft,
zieh'n wir auf sicheren Bahnen.

Was junger Mut zu leisten weiß, hat Schwertmund ausgesprochen,
ihr aber zeigt in eurem Kreis, wie furchtlos treu und jugendheiß
auch alte Herzen pochen.

Drum lernet alle gläubig sein und scheucht das bange Zagen,

Bleibt nur der Glaube stark und rein, dann wird er uns durch Hot und Pein
zu der Erlösung tragen.

E. v. Dombrowski.

Die Heimarmee muß der Feldarmee den Rücken stärken, sonst kann das furchtbare Ringen nicht zum Siege geführt werden. Die Feldarmee tut ihre Pflicht. Mit unerschütterlichem Mut und unglaublicher Ausdauer trotz sie im Westen und Süden dem Ansturm des übermächtigen Feindes in den schwersten Kämpfen, die wohl je gekämpft worden sind; und mit demselben kühnen Wagemut wie vor drei Jahren versetzt sie dem wankenden Koloß im Osten einen Stoß um den andern und züchtigt das treulose Italien. Aber Tollen wir „durch Sieg zum heiligen Frieden“ gelangen, so muß die Heimarmee ebenso ihre Pflicht tun, und sie tut sie nicht bloß damit, daß alle brauchbaren Kräfte seit letzten Winter zum vaterländischen Hilfsdienst organisiert „eingeordnet“ werden, sondern vor allem damit, daß doppelte und dreifache Arbeit selbst von Frauen und greifen geleistet wird, damit es den Kämpfenden an Waffen und Kampfmitteln und allen an dem nicht fehle, was zur Lebensnotdurft und -nahrung gehört. Aber so wichtig wie die Arbeit ist der Geist des getroffenen Glaubens, der unverzagten Leidens- und Opferwilligkeit, in dem sie geleistet wird und die freie Fürbitte für die Kämpfenden und Leidenden, für die Führer und Leiter draußen und daheim. Fürbitte stiftet mehr Segen als alles Klagen und 5dielten, so berechtigt es off erscheinen mag.

Und wie wunderbar hat Gott unsere Gebete erhört und uns über alles Bitten und Verstehen geholfen nicht bloß draußen im Kampf sondern auch daheim in der Arbeit und allerlei Not. Niemand hätte es Für möglich gehalten, daß wir nun im vierten Jahre schon die Absperrung von ausländischer Zufuhr aushalten. Und es wäre auch nicht möglich gewesen, wenn es nicht zum Beispiel gelungen wäre, der Luft ihren Stickstoff zu entziehen, um den für die Munition wie für die Düngung der Felder unentbehrlichen Salpeter herzustellen. Aber zu dieser und vielen anderen Erfindungen mußte dann noch die sorgfältige umsichtige Verwertung aller verfügbaren Stoffe und Mittel kommen; man lernte aus Brennesseln einen Ersatz für Baumwolle herstellen und lernte die „Wildgemüse“ schätzen; vor allem aber lernte man, wenn auch mit viel Fehlgriffen, den Verbrauch aufs eingehendste regeln.

Wenn man manchmal scherzweise vom Vater Staat redet, so ist es jetzt wirklich soweit gekommen, daß er mit väterlicher Vollmacht und Umsicht den Kindern nicht bloß das Brot vorschneidet, sondern so ziemlich alle Lebensbedürfnisse weife und sparsam zuteilt.

Am 31. Januar 1915 fing es an mit der Mehlsperre, die eine genaue Aufnahme der Korn- und Mehlvorräte ermöglichen sollte. Wie bescheiden sind doch unsere Ansprüche geworden! Als in der ersten Verordnung einer sechsköpfigen Familie für die Woche 1 Kilogramm Mehl (28 Gramm pro Kopf und Tag) zugebilligt wurde, hieß es, ganz entschuldigend, das sei zwar wenig, aber es sei auch bloß zum Kochen; und doch hätte das jede Woche einmal Spätzle gelangt; während wir im letzten Sommer zeitweise überhaupt kein Weißmehl mehr bekamen. Der Mehlpreis wurde auf 30 Pfg. für Nullmehl und auf 28 Pfg. für Kriegsmehl festgesetzt und zugleich ein Einheitsbrot, Kriegskopf, eingeführt, der mit einem Schlag allen Bretzeln und Seelen und Hörnchen und dergl. ein Ende machte. Wem der, mit der Zeit durch Feldgrau in Schwarz übergehende Kriegskopf nicht gut genug war, der mußte eben zu seinem Kaffee - Schwarzbrot essen.

Vom 17. Februar an traten die Bezirksausschüsse im Vereinshaus (später im Rathaus) und in der Lindenschule in Tätigkeit, an denen, wie billig, auch Frauen mitwirkten. Zunächst wurden Mehlkarten, aber schon vom 12. März an Mehl- und Brotkarten ausgegeben, und zwar auf den Kopf in 10 Tagen 2000 Gramm; nämlich 300 Gramm Weizenmehl oder 400 Gramm Kipfbrot und 1700 Gramm Kriegsmehl, Weizen mit Roggen und anderem gemischt, oder 2560 Gramm Hausbrot, das mit Kartoffelzusatz gebacken werden mußte. Das hörte freilich im Jahr des Kartoffelmangels 1916 von selbst auf, um einem Zusatz von Kohlraben oder anderen unaussprechlichen „Streckungsmitteln“ Platz zu machen.

Der Schwarzbrotlaib von 1280 Gramm kostete 54 Pfennig. Wer noch Vorräte an Brot- und Weißmehl hatte, dem wurde genau berechnet, wie lang er damit zu reichen hatte, eher bekam er keine Brotkarte. Je größer der Vorrat war, desto gefährlicher die Probe auf die Kunst des Einteilens! Im Lauf des Sommers und Herbstes kamen so alle, die nicht als „Selbstversorger“ ihr Brotkorn selber bauten, unter die Herrschaft der Brotkarte und mußten in zehntägigen, später monatlichen Zwischenräumen ihre Brotkarten „erstehen“. Wenn es auch dem Alphabet nach ging, so konnte es doch je nachdem recht lange anstehen, bis das einzelne drankam. Das Zusammentragen und „Erstehen“ der Lebensmittel wurde überhaupt, je mehr die Kartenwirtschaft sich ausbreitete, umsomehr eine der Hauptunannehmlichkeiten und Mühseligkeiten, unter denen die Hausfrauen zu leiden hatten; und manche hat bei dem Herumstehen vor den Läden in Nässe und Kälte an ihrer Gesundheit Schaden gelitten.

Am schlimmsten war es vor den Metzgerläden. Als im Frühjahr 1915 das Fleisch in kurzer Zeit um 15-25 Pfg. ausschlug, Schweinefleisch bis auf 1 Mk. 40 Pfg., wurde Beschlagnahme des Schlachtviehs oder Festsetzung von Höchstpreisen gefordert. Aber erst im Dezember wurden vom Gemeinderat Höchstpreise festgesetzt: für Ochsen- und Kalbfleisch 1 Mk. 20 Pfg., für Schweinefleisch, das den Sommer über noch viel teurer gewesen war, 1 Mk. 50 Pfg. Um den Fleischverbrauch einzuschränken, waren schon Anfang November Dienstag und Freitag als fleischlose Tage festgesetzt worden, an denen kein Fleisch verkauft werden durfte und auch keins gegessen werden sollte. Dies konnte aber natürlich höchstens in Wirtschaften und Anstalten einigermaßen durchgeführt werden. Bei den Privatleuten hatte es vielfach eben zur Folge, daß man sich am Montag und Donnerstag umsomehr in den Metzgerläden drängte und die Ansammlungen vor den Läden schließlich polizeiliche Aufsicht nötig machten. In unserem Ort wurde die Sache dadurch noch verschlimmert, daß von den zahlreichen hiesigen Metzgereien, abgesehen von der Freibank, nur noch drei im Betrieb waren. Der Fleischverbrauch wurde also durch die „reichsgesetzlichen Fasttage“ recht wenig vermindert; und so kam es April 1916 zur Einführung der Fleischkarte in Württemberg, 3520 Gramm wurden monatlich dem einzelnen zugeteilt, also 160 Gramm für den Fleischtag. Aber diese für die eigentlichen Fleischesser schon recht bescheidene Portion wurde im Juni auf 140, im Juli auf 110 und am 1. September 1916 auf 75 Gramm heruntergefetzt. Wer denkt nicht an das Fleischnotgeschrei, das in den Jahren vor dem Krieg allemal wieder in den Blättern erhoben wurde, wenn das Fleisch ausschlug und eine gewisse Knappheit nicht erlaubte, so viel zu essen, als man im Haus der fetten Jahre sich

zu essen gewöhnt hatte, jetzt waren die, die auf Fleischgenuß angewiesen waren, oder auch bloß meinten, ohne Fleisch nicht leben und arbeiten zu können, wirklich in Not. Und als im Oktober 1916 die Reichsfleischkarte eingeführt wurde, kamen auf die Woche noch ganze 250 Gramm. Ein Halbpfund hatten früher sich vielleicht viele bei einer Mahlzeit, jedenfalls an einem Tag geleistet, jetzt gab es in den Familien kaum mehr als einmal in der Woche Fleisch, wenn dem Vater als Schwerarbeiter noch etwas für Vesper und Nachtessen übrig bleiben füllte, freilich wußten sich viele auf allerlei Weise eine „Extrawurst“ zu verschaffen, wenn's innerhalb Groß-Stuttgart nicht ging, in anderen Orten, wo man's weniger genau nahm.

Auch die Selbstversorger wurden unter strenge Aufsicht genommen und mußten zu jeder Hausschlachtung sich auf dem Rathaus die Erlaubnis holen, und da wurde ihnen genau ausgerechnet, wie lange sie mit ihrem Schwein reichen müssen und wie viel von dem Speck sie zur Linderung des allgemeinen Fettmangels abzugeben haben. Auch mußte der Nachweis geliefert werden, daß man das Schwein mindestens sechs Wochen lang selbst gefüttert habe. Als diese Verordnung die neue Spezies des „Pensionschweines“ ins Leben rief, wurde im Mai 1917 die Frist auf drei Monate erhöht. Inzwischen war aber infolge des Kartoffelmangels und der Herabsetzung der Mehrlration auf 170 Gramm im April 1917 der Fleischanteil auf ein Pfund wöchentlich erhöht worden. Und um den minderbemittelten die Anschaffung des teuren Fleisches zu ermöglichen, wurden Zuschußkarten ausgegeben, mit denen man ein Pfund Fleisch statt um 2 Mk. um 60 Pfg. erwerben konnte. Es bewies nicht viel Menschenkenntnis, daß man die Zuteilung dieser Zuschußkarten nicht vom Steuerzettel, sondern von der Noblesse des Empfängers abhängig machte; und so waren es Ausnahmen, die sich statt der Zuschußkarten, die Geldwert hatten, Zulagekarten geben ließen. Es hat denn auch der Aufwand der Stadt für diesen Zuschuß rund drei Millionen befragen. Mitte August hatte die Zeit des verhältnismäßigen Ueberflusses ein Ende und die Portion wurde wieder auf 250 Gramm in der Woche heruntergesetzt. Die Not der Zeit hat rechnen gelehrt, und man hat herausgebracht, daß je mehr Schweine gehalten werden, umsomehr solche Nahrungsmittel, die unmittelbar für die Ernährung des Menschen verwendet werden könnten, den Schweinen gefüttert werden müssen. Und die Schweine „wollen doch auch gelebt haben“, und können deshalb nicht alles in Fleisch und Fett umsetzen. Es ist also die Wellenbewegung, die seit 1915 zwischen Schweinemord und Mahnung zu vermehrter Viehzucht hin und her schwankt, gegenwärtig dabei angelangt, daß möglichst wenig Schweine gezogen werden sollten. Das deutsche Volk aber, das vor dem Krieg

mehr Fleisch verzehrte, selbst als die Engländer, wird durch die Not der Zeit gewöhnt, seine Lebensweise immer mehr vegetarisch einzurichten; und es könnte sein, daß der eine und andere fände, daß er sich dabei wohler befindet als beim Fleisch und Wurstessen. Einen Maßstab für die Fleischknappheit und die Höhe des Fleischpreises kann der Viehpreis geben, der im Lauf des Jahres bei Zugochsen bis auf 1900, bei Kühen bis auf 1800, bei Jungvieh bis 1500 Mk. gestiegen ist. Und was will man sagen, wenn ein niedliches Milchsäulein bis zu 75, ein Läuferschwein bis zu 170 Mk. kostete!

Handelt es sich beim Fleisch doch am Ende mehr um eine Zulage, ohne die man leben kann, so ist es eine andere Sache, wenn es am täglichen Brot und an der Grundlage unserer Ernährung, den Kartoffeln, fehlt, die der Wandsbecker Bote das „rechte Magenpflaster“ nennt. Das Jahr 1915 war bei uns ein vorzügliches Kartoffeljahr; aber die Brotstücke wurden klein und kleiner und einandernach wurden so ziemlich alle Lebensmittel so knapp, daß sie auch unter die Hand des Vaters Staat gestellt werden mußten. So hatte man im ersten Kriegsjahr noch zum Zuckerverbrauch aufgemuntert, da ja die Ausfuhr vor allem nach England wegfiel. Aber im Frühjahr 1916 wurde schon eine Reichszuckerstelle eingerichtet; und bald wurde einem der Zucker so knapp zugemessen, daß die, die sich nicht entschließen konnten, den Kaffee und Tee ungezuckert zu trinken, zu dem zweifelhaften Ersatz, dem Süßstoff, greifen mußten und auch der wurde knapp und ging zuletzt ganz aus. Gerade der Zucker ist dann ein Hauptgegenstand des Begehrens und des Beides und Streites geworden, weil zur Zuckering des 1916er Weines viel mehr geliefert wurde, als nötig war, und zur Herstellung von alkoholischen Getränken immer wieder Zucker zur Verfügung gestellt wurde, während andere mit Schmerzen ihre schönen Früchte verderben sehen oder unnützlich verwenden mußten, weil der Einmachzucker gar so kärglich zugemessen worden ist. Die Buttervorräte in den Molkereien waren im Frühjahr 1915 noch so groß, daß man die Mahnung: Esset Butter! in den Blättern lesen konnte. Das Pfund kostete damals noch 1 Mk. 30 bis 1 Mk. 70 Pfg. Ein Jahr darauf wurde in Württemberg die Buttermarke eingeführt und jedem 125 Gramm in der Woche zugeteilt zum Preis von 2 Mk. 40 Pfg. das Pfund. An anderen Fettwaren durfte im Juni 1916 eine Familie dasselbe Quantum auf den Kopf, aber im Ganzen nicht mehr als sechs Pfund im Monat beziehen.

Je knapper die Lebensmittel wurden, desto mehr griff das „Hamstern“ um sich. Leute, die das Zeug dazu hatten, verstanden es, ungebührliche Vorräte anzuhäufen, indem sie aus allen Läden zusammentrugen, so viel sie bekommen konnten. Solcher selbstsüchtigen Vorsorge, auf lange hin-

aus, sollte vorgebeugt werden durch die Einführung des Lebensmittelbuches 1. Mai 1916. In dieses Ausweisbuch mußten die sämtlichen Lebensmittel, die nur in beschränktem Maße vorhanden waren, eingetragen werden. Von da an wurde nun vom Schultheißenamt regelmäßig bekannt gegeben, wie viel in einem halben Monat auf den Kopf ins Lebensmittelbuch eingetragen werden dürfe, In der zweiten Hälfte des Juni z. B. 3 Eier, 125 Gramm Graupen, 125 Gramm Gries, 125 Gramm Hülsenfrüchte, 50 Gramm Kakao, 5 Kilogramm Kartoffeln und 250 Gramm Teigwaren. Als später Nahrungsmittelmarken ausgegeben wurden, lautete die amtliche Bekanntmachung z. B. am 25. September 1917 auf 50 Gramm Graupen, 25 Gramm Grieß, 50 Gramm Hafermehl, 150 Gramm Suppeneinlagen, 50 Gramm Teigwaren je für eine Marke einzulösen von Mitte der Woche ab. Das Lebensmittelbuch war schon im Lauf des Jahres 1916 ein überwundener Standpunkt geworden. Auf 1. September mußte sich jeder bei einer bestimmten Spezereihandlung in die Kundenliste eintragen lassen und durfte nun die Nahrungsmittel nur noch da kaufen; im Oktober sorgte die Milchkundenliste und die für Butter und Käse. Um die Ansammlungen vor den Läden zu vermindern, bekam jedes nach dem Alphabet seinen Tag zugewiesen. Als dann noch im Jahr 1916 Kolonialmarken und sogenannte Aushilfsmarken neben den Brot-, Fleisch-, Zucker-, Eier- und Buttermarken ausgegeben wurden, zu denen noch die Seifenkarten kommen, die einem die köstliche Kriegsseife aus weißem Ton verschaffen, war das vollendete Kartenspiel an die Stelle des Lebensmittelbuches getreten, und es brauchte nur noch regelmäßig veröffentlicht zu werden, was und wie viel man für die Kolonialwarenmarken bekomme, und ob die Aushilfsmarken für Marmelade oder Kartoffeln oder einen Extrabrotlaib oder - für nichts seien. Da die Stadt an die ihr zur Verfügung gestellten Vorräte gebunden war, kam es natürlich manchmal vor, daß auch andere als die Aushilfsmarken überhaupt nicht eingelöst werden konnten.

War so dank dem Markensystem der Bezug von Butter und Käse und sogenannten Kolonialwaren leidlich geregelt, wenn auch die Portionen oft recht klein ausfielen, so kam diese Regelung nicht zu stande bei der Milch. Im Dezember 1916 wurde für das Land festgesetzt, daß zum Bezug von Vollmilch nur Kinder bis zu 6 Jahren mit ein bis einhalb Liter, füllende Frauen und Greise über 70 Jahre und dann noch Kranke bis zu 1 Liter berechtigt sein sollten. Alle andern hatten also keinen Anspruch auf Milch, sondern mußten sich mit dem begnügen, was für sie überblieb. Nun kam es also ganz darauf an, was der einzelnen Milchhändlerin zur Verfügung stand; und so kam es vor, daß manche Bezugsberechtigte nicht einmal das bekamen, worauf sie Anspruch hatten, und andere wieder, die keinen

Anspruch hatten, verhältnismäßig reichlich mit Milch versorgt wurden. Besonders schmerzlich war es, wenn einem Kranken die ihm so nötige Milch nicht gereicht werden konnte; und dazu kostete es Geld, mühe und viel Zeit, bis man endlich den Berechtigungsschein für das Kranke in Händen hatte. Und wenn im Laufe der letzten Jahre sich die Lungenkrankungen und Schwindsuchtsfälle bedenklich gemehrt haben, so mag das wesentlich auch mit dieser wirklichen Milchnot zusammenhängen.

Größer und allgemeiner als die Milchnot wurde dann freilich im Erntejahr 1916/17 die Kartoffelnot. Im Gegensatz zum vorhergehenden Jahr haften wir vielfach geradezu ein Fehljahr. Es war gar nicht selten, daß die Leute nicht so viel Kartoffeln bekamen, als sie gesteckt hatten. Im Herbst 1916 wurden Bezugsscheine auf $3\frac{1}{2}$ Zentner pro Kopf ausgestellt bei einem Höchstpreis von 4-5 Mk. Auf Grund dieser Scheine konnte man von irgendwoher seinen Kartoffelbedarf beziehen. Bis Ende Oktober stellte es sich aber heraus, daß die Landschaften, die von ihrem Ueberfluß abgeben sollten, bei weitem nicht so viel lieferten, als ihnen vorgeschrieben war; und nun wurde das Quantum auf ein Pfund im Tag für den einzelnen heruntergesetzt und denen, die ihre Kartoffeln schon hatten, zugemutet, daß sie, was sie mehr empfangen hatten, an andere oder an die Stadt abgeben, mit Gewalt durchführen ließ sich das nicht wohl und es blieb im allgemeinen dabei, daß man sich gegenseitig aushalf. Das wird man überhaupt als eine der wenigen guten und erfreulichen Früchte des Krieges bezeichnen dürfen, daß dieses gegenseitige Sich-aushelfen in einem Maß wie nie zuvor geübt wurde, und daß dadurch manche sich näher gekommen sind, Freundschaften gestiftet oder doch bewährt wurden. Die große Menge derer, die auf die Einlösung der Kartoffelmarken bei den städtischen Abgabestellen angewiesen waren, hatten freilich böse Zeit. Man muß diese Wagenburgen, aus allerlei Kärrelein gebildet, und diese Menschenreihen gesehen haben, die an der Abgabestelle standen und scheinbar nach Stunden noch nicht kleiner geworden waren. Weil nun in dem nassen und kühlen Sommer 1916 die Bodenkohlraben, die im Oberland statt der Angersen als Viehfutter verwendet werden, sehr gut geraten waren, so wurde dem Vieh sein Futter (und damit auch wieder den Menschen die Milch) geschmälert und ungeheure Massen von Kohlraben beigeführt und der Zentner von der Stadt zu drei Mark verkauft. Die Blätter hallten wieder von Mahnungen zum Kohlraben-Kaufen und -Verbrauchen und vom Ruhm dieser Frucht. Aber sie fanden viele ungläubige Herzen. Die Stadt aber gab ihre wenigen Kartoffeln nur ab, wenn man auch Kohlraben nahm; und im Februar wurde das Kartoffelquantum auf ein halbes Pfund für den Tag herabgesetzt und zu einem halben Zentner Kartoffeln mußte man einen ganzen Zentner Kohlraben

nehmen. Mit besonderen Maschinen wurden die Kohlraben geschnitzelt und gedörst, um noch den Sommer über der Bevölkerung dieses Nahrungsmittel anbieten zu können. Und wirklich hat die Bevölkerung im Allgemeinen recht ordentlich Kohlraben essen gelernt und viele haben es sogar recht gut gefunden. Die verschiedensten Zubereitungsarten hat man sich gegenseitig mitgeteilt. Es ist ja überhaupt ganz bedenklich, in welchem Maße die Essensfrage der Hauptgegenstand der Unterhaltung auch bei Männern geworden ist. Dank dem späten Frühjahr konnte man den „Kohlrabenwinter“, der allen unvergeßlich sein wird, bis weit in den April hinein ausdehnen. Und wenn auch manche mit borniertem Vorurteil die Kohlrabekost verachteten, mögen es doch nicht wenige gewesen sein, die mit Bedauern die schmackhaften Kohlrabengerichte vom Tisch verschwinden sahen. Anders war es freilich in den norddeutschen Großstädten und Industriegegenden, wo sie die längste Zeit dreimal im Tag „Steckrüben“ essen mußten, weil sie fast nichts sonst hatten, namentlich wochenweise keine Kartoffeln.

Wenn auch von eigentlicher Not, wie sie gerade in den Rheinlanden zeitweise geherrscht haben muß, bei uns nicht die Rede sein konnte, so war doch die Herstellung einer ordentlichen Mahlzeit recht erschwert; und es wurde deshalb die Einrichtung von städtischen Kriegsküchen, neben den Kinderküchen her, von vielen mit Freude begrüßt. Die Rede war schon recht lange davon, und Anfang November 1916 wurde in Stuttgart die erste Kriegsküche eröffnet. Im Februar eröffneten die Daimlerwerke ihre großartigen Speisebaracken, und endlich mit dem 21. März 1917 wurde auch die hiesige Kriegsküche als achte Stuttgarter eröffnet unter Oberleitung von Frau Fabrikant Stängel und Mithilfe ehrenamtlich angestellter hiesiger Frauen und Fräulein. In der Turnhalle saßen an kleinen mit Blumensträußen geschmückten Tischchen die Gäste und ließen sich die schmackhafte und nahrhafte Kost schmecken, die man übrigens auch nach Hause holen konnte, die Portion zu 40 später zu 50 Pfg. Immerhin war und ist der Besuch hier im Verhältnis zu der zahlreichen Bevölkerung ein mäßiger; auch ein Beweis, daß von Not hier nicht die Rede sein kann.

Dagegen sind manche Familien doch ziemlich in Not gekommen durch den Kohlenmangel, der infolge des ungewöhnlich harten und andauernden Winters eintrat. Die „weiße Weihnacht“, die der Anfang des Winters in Aussicht stellte, war uns wieder nicht beschieden gewesen. Aber Mitte Januar trat richtiges Winterwetter ein. Man konnte Schlitten- und Schlittschuhfahren und bis zum Ende des Monats war der Neckar weit hinauf mit einer Eisdecke überzogen. Anfang Februar erreichte die Kälte ihren Höhepunkt. Schulen wie Theater und Kinos wurden geschlossen. Weil die Flüsse zugefroren waren, konnten die Kohlen auf dem Wasserweg nicht

mehr befördert werden, und die Eisenbahn vermochte die Beförderung nicht zu bewältigen, obgleich man Mitte Februar Kohlschnellzüge laufen ließ. Zwar brach die strenge Kälte und am 17. Februar wurden Theater und Kinos, am 26. die Schulen wieder geöffnet; aber einheizen mußte man noch Ende April. So war die Kohlennot wirklich recht groß und man hatte Gelegenheit, sich jetzt auch gegenseitig mit Brikett und anderen Brennmaterialien auszuhelfen. Dann kam freilich mit dem 29. April der Frühling und ein Mai so schön und warm, wie wir ihn noch nie erlebt. Innerhalb 14 Tagen hatte sich die scheinbar noch leblose Natur schon in ihr schönsten Blütenessgewand gehüllt, während an der Front die furchtbare Frühjahrsoffensive ihre Opfer forderte.

Jetzt konnten auch die Hühner Eier legen. Den Hühnerzüchtern war die Auflage gemacht, daß zwar für den Kopf ein Huhn frei sein sollte; für jedes weitere Huhn aber mußten 50 Eier abgeliefert werden, in Groß-Stuttgart wurde etwas anders und zwar nicht nach dem Stück sondern nach dem Gewicht gerechnet. Der Erfolg war, daß wir noch mehr Eier abliefern mußten als das übrige Land. Immerhin werden die meisten doch noch wesentlich mehr Eier bekommen haben als ihre nicht züchtenden Mitbürger, die in manchen Monaten kaum ein Ei pro Kopf bekamen; und als auf einmal sechs auf den Kopf zum Einkalken ausgegeben wurden, war es wieder manchen ums Geld, denn ein Ei kostete 31 Pfg. So ist bei den Eiern wohl die gleichmäßige Verteilung am wenigsten gelungen; und ein Sturm der Entrüstung ging durchs Land, als man las, daß in Biberach 40 Eier für die Person auf einmal ausgegeben worden seien, während für das übrige Land erst im Sommer der Satz fürs ganze Jahr von 34 auf 40 erhöht wurde. Doch das schöne Sommerwetter ließ Gemüse und Früchte heranreifen, und Ende Mai kamen schon die ersten Kirschen auf den Markt. Sie mochten das Pfund 50 Pfg. kosten, die Händlerinnen waren in Kürze ausverkauft und die Kauflustigen standen an den Ständen fast wie an den Metzgerläden. Es mag auch der eine oder andere mit Kirschen das fehlende Brot ersetzt haben. Wie knapp in diesen kritischen Sommermonaten die Lebensmittel waren, ist auch daraus zu erleben, daß man ermahnt wurde, keine Lebensmittel ins Feld zu schicken. Ende April wurde wohl den Soldaten erlaubt, Lebensmittelpakete bis zu fünf Pfund heimzusenden, dagegen das Hinaussenden wurde verboten.

Um so unbegreiflicher ist es, daß man den Mut nicht fand, das Bierbrauen einfach zu verbieten oder zum mindesten den Bierverbrauch auf das Heer und vielleicht die schwerstarbeitenden Rüstungsarbeiter zu beschränken. Was in dem als unkultiviert verschrieenen Rußland möglich gewesen ist, sollte in dem hochkultivierten Deutschland sich nicht durch-

führen lassen?! In Norddeutschland soll schließlich, als es gar nicht mehr anders ging, das Bierbrauen verboten worden sein, bei uns ist dies jedenfalls nicht geschehen. Von der gesamten Gerstenernte des Jahres 1916 sind neun Millionen Zentner zu Bier verbraucht worden, das hätte auf den Kopf im Monat mehr als ein Pfund Graupen oder Gerstenmehl zum Strecken des Brotes gereicht. Wie froh wäre man daran gewesen während des Kohlrabenwinters und des Sommers, in dem es nur 170 Gramm auf den Kopf reichte, obgleich man unteren Feldgrauen die Brotstücke so klein machte! Aber wo es sich um den Alkohol handelt, da war ja auch Zucker da. Und im Herbst 1916 mußte den Marmeladefabrikanten, zu deren Gunsten man das Obst beschlagnahmte und Zuckervorräte angehäuft hatte, verboten werden, aus Marmelade Schnaps zu brennen. Er war ungeheuer im Preis gestiegen und da lohnte es sich, und es konnte nun dem Gott Alkohol und dem Gott Mammon zugleich gedient werden. Das ist eben überhaupt eine der betrübendsten Wahrnehmungen, die man in dieser Kriegszeit in zunehmendem Maße machen muß, daß der Dienst des Mammon alle und jede Rücksicht vergessen läßt. Und das gilt nicht bloß für das Großkapital, wie es im Braugewerbe steckt, sondern für alle, die irgend etwas zu verkaufen haben. Wenn das Pfund Welschkorn um 1 Mk. 20 Pfg. verkauft wird, so ist das eben ein Wucherpreis, freilich sind die Käufer zum Teil selber schuld, indem sie sich gegenseitig überbieten und so selbst die Preise ins Unsinnige steigern.

So ist es auch beim Obst gegangen. War die Regierung schon 1916 mit dem Höchstpreis für Schüttelobst bis auf 7 Mk. 50 Pfg. hinaufgegangen, so wurde 1917 ein Höchstpreis von 10 Mk. festgesetzt. Als aber durch die Verordnung der Reichsstelle „zur zwangsweisen Erfassung der gesamten deutschen Obsternte“ ein Beförderungsschein eingeführt wurde, der den Obsthandel aufs äußerste erschwerte, und ein außerordentlich geringes Quantum Obst dem einzelnen zugebilligt wurde, hatte das zur Folge, daß nun das Mostobst bis auf 20 Mk. für den Zentner hinaufgetrieben wurde. Lind es hat heuer mancher Most im Keller liegen, der ihn so viel gekostet hat wie in Friedenszeiten der Wein. Schlimmer noch als diese Preissteigerung war aber, daß namentlich von dem ungeheuren Birnensegen entsetzlich viel zu Grunde gegangen oder zu Schnaps gebrannt worden ist, weil die Beschaffung der Beförderungsscheine nicht bloß Geld und Mühe, sondern kostbare Zeit kostete; und bis dann endlich der Schein kam, waren die Birnen teig oder faul und nicht mehr versandfähig. Am 29. September wurden dann endlich die Mostbirnen freigegeben, als es wohl meist zu spät war. Die unglückliche Hand der vom grünen Tisch, aus verordnenden Behörden hat sich im Jahr 1916 besonders auch bei der „Erfassung“ der ungewöhnlich reichen Buchecker-

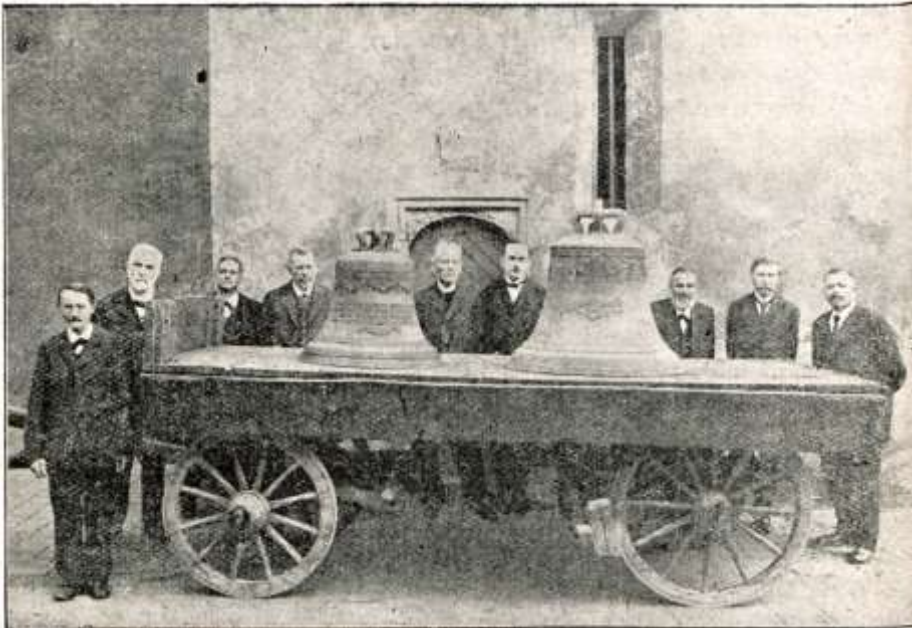
ernte gezeigt. Statt alles zu tun, damit diele ebenso seltene wie kostbare Oelfrucht in diesem Bucheckerlesjahr möglichst vollständig gesammelt werde, hat man weder durch einen entsprechenden Preis noch durch die sonstigen Anordnungen den Beuten den Mut zu der äußerst mühseligen und zeitraubenden Arbeit des Sammelns gemacht, und erst als es wieder zu spät war, Anfang November, hat man die Bestimmungen etwas verbessert. Auch der mit großer Reklame empfohlene Anbau von Sonnenblumen hat sich so wenig bewährt, daß ein Gärtner berechnete, daß ihn das Liter Sonnenblumenöl auf 22 Mk. zu stehen gekommen sei. Dagegen hat man im Sommer 1917 überall Mohnfelder blühen sehen, und es ist nur zu wünschen, daß die Hausfrauen lernen, das Oel am Salat durch anderes ersetzen und dafür zum Kochen und Backen verwenden, denn bei dem Mangel an Schlachtschweinen wird das Fett noch knapper werden.

Am knappsten sind freilich alle Kleiderstoffe und das Leder geworden. Wenn man bedenkt, daß die Einfuhr von Baumwolle, Wolle und Häuten so gut wie ganz aufgehört hat, so muß man sich nur wundern, daß es der Heeresleitung bis jetzt gelungen ist, untere Millionenheere mit allen Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenständen reichlich zu versehen trotz dem ungeheuren Verbrauch, In diesem Stück muß eben die Heimarmee hinter der Feldarmee unbedingt zurückstehen. Denn wenn man unsern Tapferen draußen auf eine Zeit lang die Rationen geschmälert hat, ganze Stiefel und warme Kleider müssen sie haben im Schützengraben und in den Granatlöchern, auf die sie als Aufenthaltsort angewiesen sind. So ist denn also schon im Sommer 1916 der Bezugschein für Kleider und Schuhe eingeführt worden; und wer auch nur einen Putzlumpen erstehen will (um 1 Mk. das Stück!) muß aufs Rathaus und sich den Berechtigungsschein dazu geben lassen und Rechenschaft ablegen, was und wie viel er hat. Wie bescheiden da alles bemessen wurde, zeigen die „Richtlinien“ vom April 1917. Nach ihnen muß ein Mann sich begnügen mit einem Sonntags- und einem Werktagsanzug und zwei Arbeitskleidungen; sechs Taschentücher werden ihm bewilligt ohne Rücksicht auf etwaige Schnupfenneigung und für die Füße drei Paar Schuhe und ganze vier Paar Strümpfe. Auch die Frauen sollen mit einem Sonntags- und zwei Werktagskleidern reichen und bekommen dazu nur noch einen Kleiderrock und zwei Blusen oder Jacken! An Bettwasch braucht die Person nicht mehr als zwei Betttücher und zwei Bettbezüge, also immer eins im Gebrauch und eins am Seil oder auf dem Zaun! Man denke sich, wie üppig nach diesem Maß gemessen die Kriegsaussteuern ausfallen, wo keine Vorräte vorhanden sind oder das gegenseitige Aushelfen, in dem der Krieg uns übt, nicht in Wirkung tritt.

Kann man bei den Kleidern Altes neu machen und langst Abgelegtes wieder verwenden (die Färbereien haben nie bessere Geschäfte gemacht), so ist die Sache schlimmer beim Schuhwerk, nicht bloß sind neue Schuhe fast nicht mehr zu bekommen, sondern es ist ein Glücksfund, wenn man für beinahe 10 Mk. irgendwo ein Paar neue Sohlen bekommt. Stiefelrohre und was Leder heißt, muß erhalten zu Schuhsohlen, und um die Haltbarkeit zu verbessern, werden die kleinen Lederflecken draufgenagelt. Hoffentlich gibt es keinen nassen und schneereichen Winter! Sonst müßten wir uns am Ende doch noch an die so eifrig empfohlenen ganzen Holzschuhe gewöhnen, wie sie in andern Teilen Deutschlands benützt werden. Einstweilen hat die Evang. Gesellschaft im Konfirmandensaal hauswirtschaftliche Abende angefangen, in denen alte Kleider und Hüte neu gemacht, vor allem aber Schuhe angefertigt werden aus allen möglichen Stoffen und Resten, für wasserdichte Sohlen steht freilich nur Linoleum zur Verfügung. So sind es allerlei Einschränkungen und Behelfe, zu denen die Not des Krieges uns führt. Und doch wie geringfügig erscheint solche Not gegen die wirkliche Not, wie sie die Bevölkerung in den Kriegsgebieten getroffen hat und immer noch neu trifft!

Ist in der ersten Zeit des Krieges das Leben und Treiben daheim weitergegangen, so daß man kaum einen Unterschied im Vergleich mit den Friedensjahren wahrnahm, so ist das doch allmählich anders geworden. Zwar wenn einer im Herbst 1917 von der Höhe herab auf unsern Ort blickte, so lag er so friedlich da wie je, die Fabrikschornsteine rauchten, die Leute gingen ihrer Arbeit nach, nur daß man in den Weinbergen und auf den Feldern mehr Frauen und Kinder und alte Männer sah als sonst und die jungen Männer fast ganz fehlten. Nur dann und wann sieht man einen Urlauber, der daheim noch härter dran muß, als beim Unterstand bauen. Aber die Weinberge sind im Bau, die Felder geerntet und man kann nicht einmal von Verspätung reden. Es ist wunderbar wie die Frauen und Greise unter teilweiser Mithilfe der Kinder alles in stand bringen. Kommt man in den Ort herein, so hat er das gewohnte Aussehen. Da und dort, in der Hauptsache eben an amtlichen Gebäuden, hängt eine Fahne heraus, weil die Italiener endlich die verdiente Strafe bekommen haben. Die Kinder machen ihren gewohnten Schulweg, Vaterlandslieder hört man sie keine mehr singen. Im Sommer sah man mehr Barfüßler als früher, jetzt hört man häufig das scharfe Klappern der Holzbodenschuhe. Aber die Kinder schauen frisch und rotbackig in die Welt, Mangel sieht man ihnen keinen an. Die Vesperbrote sind oft ganz erstaunlich groß. Dagegen ist die Jugend allerdings zum Teil frecher und ungezogener geworden, weniger wegen des Fehlens der Väter, als wegen der Aufregung und der vielfach gestörten

Ordnung, die der Krieg mit sich bringt. Vor den Metzgerläden stehen die sich stauenden Fleischkäuferinnen, jung und alt, bis im Schaufenster die Tafel mit „Ausverkauft“ erscheint. Die Schaufenster der Bäckerläden sind meist unglaublich leer, dann und wann ein Obstkuchen, aber verschwunden alle die bekannten Herrlichkeiten, die so vielen die Verführung zum „Schlecken“ waren. Auch in den Spezereiläden haben Seifenpulver und deutscher Tee und alle möglichen zweifelhaften Ersatzartikel und -Weinflaschen das Nahrhafte und Süße verdrängt. Ebenso ist aus den



Obst- und Gemüseständen alles Ausländische ziemlich gründlich verschwunden, kaum daß es noch Zitronen gibt. Auf den Straßen begegnen einem viel Uniformen und viele junge Männer in Uniform oder Zivil, die, wo nicht Krücken, so doch einen Stock zum Gehen brauchen und ein schwarzweißes oder gelbes Bändchen im Knopfloch tragen. Da taucht eine Briefträgersmütze auf, aber darunter ein junges Mädchengesicht. Bis auf einen kleinen Rest ist die Schar der Briefträger zusammengeschmolzen. Auch auf der Elektrischen steht hinten eine Schaffnerin und an der Bahnsperrung ebenso. Auf dem Bahnsteig ruft die helle Stimme einer andern ab; an die Pumphosen hat man sich schon ganz gewöhnt. Es hat Feierabend gepfiffen und ein dunkler Menschenstrom ergießt sich aus den Daimler-Werken; aber er ist gemischt aus Männern und Frauen.

Und dem herflutenden Strom kommt ein anderer entgegen, auch mit Frauen und Mädchen gemischt; es sind die „Schichter“. Eine der bedenklichsten Folgen des Krieges, daß nicht bloß Männern, sondern auch jungen Leuten beiderlei Geschlechts Nacharbeit zugemutet werden muß, während die Sonntagsarbeit glücklicherweise wesentlich eingeschränkt ist. Bedenklich ist freilich auch das, daß die kaum der Schule entlassenen Buben mehr verdienen als im Frieden ein gelernter Arbeiter und nun meinen, sie müssen schon die Zigarette in ihr Gesicht stecken und die jungen Herren

spielen. Leider hat unter Generalkommando es nicht instand gebracht, gleich dem Berliner und anderen, den ebenso notwendigen wie heilsamen Sparzwang einzuführen, und so gewöhnen sich die jungen Leute daran, das Geld, an dem sie später recht froh



wären, im Unverstand auszugeben. Während wir diesen Betrachtungen nachhängen beim Anblick einer Anzahl junger Burschen, die an einer Straßenecke einen „Ständerling“ halten, schlägt es auf dem Kirchturm. Was ist denn das? Es ist doch noch nicht 7 Uhr!

Ja mein Lieber, die kleine Glocke, die Viertel zu schlagen hatte, lebt nur noch in der Chronik im Bild. Auf dem Turm hängt mutterseelenallein die Große. Als die älteste und als ein Andenken aus der Zeit nach dem großen Krieg im 17. Jahrhundert hat man sie uns gelassen, und sie muß neben dem Stundenschlag auch den Viertelschlag besorgen. Und wenn du in die Kirche kommst, so glänzen nicht mehr die stattlichen Zinnpfeifen von der Orgel herab. Mit einem braunen Stoff hat man die gähnende Lücke überzogen, wo sie früher standen. Ein Zug fährt vorbei, an den lauten Rufen und dem Hurrahschreien der Kinder merken wir, daß es ein Militärzug ist. In der Luft ist das Surren eines Fliegers zu hören; ein zweiter und dritter erscheint. Hat man in früherer Zeit sich an den Riesenvögeln ergötzt, so kommt jetzt ein gewisses Gefühl der

Beruhigung über des Städters Herz, wenn er sie kreisen sieht, denn sie sollen ihn ja schützen vor den feindlichen Fliegerüberfällen. Inzwischen ist es Nacht geworden und da hört dieser Fliegerschutz auf. Spärliche, grausam abgedunkelte Straßenlampen erhellen den Weg so, daß es gut ist, wenn man ihn nicht suchen muß. An den Fenstern der Häuser werden die Läden geschlossen oder Vorhänge herabgelassen; immer strenger werden der Bevölkerung die Abdunklungsvorschriften eingeschärft; und allmählich wird ja wirklich auch unser Ort tatsächlich „abgedunkelt“ sein.

Die große Glocke ruft zur Kriegsbetstunde. Auch da brennen die Lichter nur noch unten. Es ist ja ohnehin fast kein Mann mehr auf der Empore, und auch die Zahl der Frauen hat bedenklich abgenommen im Vergleich zu den ersten Kriegsmonaten. Und doch ist noch ein Häuflein da, dem es ein Bedürfnis ist, immer wieder in heißer Fürbitte und mit Dank gegen Gott der Lieben draußen und ihrer Taten und Leiden auch im Haus des Herrn zu gedenken und das Gedächtnis der Gefallenen zu feiern. Der Gottesdienst ist zu Ende, nur in der Sakristei sieht man noch Licht. Dort haben sich die Helfer und Helferinnen zur Vorbereitung auf den Kindergottesdienst versammelt. Und dann hört man noch das Geräusch des Stempels und das Knistern der Blättchen, die in die Hüllen geschoben werden, um ins Feld zu wandern. Gegen 10 Uhr erlischt das Licht. Audi auf den Straßen ist es inzwischen ziemlich still geworden. Die Polizeistunde leert die Wirtshäuser um 11 Uhr, und nun erlöschen schon die letzten Straßenlaternen. Dunkel und friedlich liegt der Ort da mitten im Krieg und seine Bewohner träumen von fröhlicher Heimkehr ihrer Lieben draußen, die ihnen bald den Frieden, den ersehnten, heimbringen sollen.

Ihr vielen, vielen tausend stillen Toten, von Feindeshand mit Haß und Grimm
verscharrt,
Kein liebes Abschiedswort ward euch geboten, vielleicht lebt niemand mehr,
der euer harrt.

nicht Kranz noch Kreuz verraten euren Hügel, von Sand und Staub im Sturm-
wind bald verweht;

Ihn hütet nicht der Trauer milder Flügel, nie schwebt um ihn ein inniges
Gebet: -

Ihr stillen Toten, irgendwo gefallen, die ihr den Tag des Sieges nicht erschaut,
An dem die Heere jubelnd heimwärts wallen, und wieder allerwärts der
Frieden blaut!

Ihr sollt euch nimmermehr vergessen wännen, auch eurem Grab entspringt die
goldene Saat,

Die sich im Tau von Fluten bitt' rer Tränen erfüllen wird zu großer Segenstat!
Ich glaube an den Auferstehungsmorgen der Liebe, glaub' an ihn wie an
den Tod,

An eine Zeit, die allen herben Sorgen den Krieg erklärt und aller Not.

Und ihr habt mit um diesen Preis gerungen, der alle Menschheit adelt und
befreit;

Das sei als Lohn um euer Grab gesungen, das niemand kennt in alle Ewigkeit! -

Ihr vielen, vielen Taufend stillen Toten! -"

Dombrowski.

Jer. 47, 6. O du Schwert des Herrn, wann willst du doch aufhören? Fahre doch in deine Scheide und ruhe und sei still! Klagel. 1, 12-16, 2-22. Schauet doch und sehet, ob irgend ein Schmerz sei wie mein Schmerz, der mich getroffen hat. Denn der Herr hat mich voll Jammers gemacht am Tag seines grimmigen Zornes. Meine Kinder sind dahin, die ich auf den Händen getragen und erzogen habe, die hat der Feind umgebracht.

Jer. 29, 11-13. Ich weiß wohl, was ich für Gedanken über euch habe, spricht der Herr: Gedanken des Friedens und nicht des Leides, daß ich euch gebe das Ende, des ihr wartet. Denn so ihr mich von ganzem Herzen Tuchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen.

Jer. 27, 45. Gott zürnet nicht mit mir. Er wird mich erhalten bei meiner Kraft und wird mir Frieden schaffen, Frieden wird er mir dennoch schaffen. Joh. 14, 27. Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch, nicht gebe ich wie die Welt gibt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte lieh nicht.

Nun ist das zweite Hundert voll und die fürchterlichen Kämpfe in Flandern und der Siegeszug in Italien, so erfreulich er ist als Vorbote des Friedens, bringt doch auch er neue Verluste. Im Juli 1916 begann die große Offensive an der Somme ihre Opfer zu fordern. Am 3. Juli

wurde Eugen Haug, Sohn des Christof Haug und der Wilhelmine geb. Gasmann, bei Ovillers von einer Handgranate tödlich getroffen. Er hatte mit seinem Regiment die Kämpfe in den Vogesen und in französisch Lothringen mitgemacht, war von Herbst 1914-16 bei Bapaume im Kampf gestanden und mußte nun doch noch sterben. Am 8. Juli wurde der Krankenträger Gustav Oesterle bei dem so schwer mitgenommenen Reserve - Regiment durch einen Granatsplitter tödlich verletzt. Seine Frau Lina geb. Scheef mit ihren zwei Knaben mußte nun allein, doch nicht ohne reichen Segen, die Weinberge bauen. Am 5. August ist Hermann Fried, Sohn des Hermann Fried und der Pauline geb. Kälberer bei seinem Regiment im Gehölz von Delville gefallen und am 8. August folgte ihm sein Bruder Paul vom Grenadierregiment 119 nach, von einem Granatvolltreffer zerrissen. „O Geist sei meines Geistes Leben, ich kann mir selbst kein Gutes geben“, hat es bei seiner Konfirmation geheißen; nun hat ihm Gott das Beste gegeben, das Erbe des ewigen Lebens. Am folgenden Tag fiel bei Guillemont der Nachbarsohn Max Berner, Maschinengewehrschütze, Sohn des Seklers Karl Fr. Berner und der Marie Sofie geb. Munk. „Wenn vor dem Tod wir beben, wer gibt dem Herzen Ruh? Heil Christus ist das Leben, führt uns dem Vater zu.“ Am 11. August fand auch am Delville-Wald Karl Brüstle, der älteste Sohn des Küfers Karl Brüstle und der Anna geb. Schwillk, bei einem Grenadierregiment durch Kopfschuß den Tod. Möge es bei ihm wahr geworden sein: „Nur dir hab ich mich übergeben, nur dir gehöret Leib und Seel.“ Am 30. August starb bei Beaumont an seiner Verwundung durch Granatschuß der Kaufmann Christian Honold von Herbrechtingen, der schon 1915 dort verunglückt, aber seit Januar 1916 wieder im Feld gestanden, war bei einem Reserveregiment. Die Stütze und die Hoffnung des alten Vaters, fiel am 14. September bei Beaucourt in französisch Flandern Gotthold Warth bei seinem Regiment, Sohn des Kirchenpflegers und Weingartmeisters Christian Warth und der † Rosine Friederike geb. Hammer. An demselben Tag fiel an der Somme der Kaufmann Felix Gsell, der seine junge Witwe, Mina geb. Ackermann, einsam zurückließ. Bei Bapaume verunglückt, starb in Elberfeld am 12. September der Küfer Karl Kircher, der als Dragoner den Bewegungskrieg 1914 mitgemacht hatte und dann zu einem Reserveregiment kommandiert worden war. Am 12. September fiel der Leutnant Albert Lußer, Regierungsbaumeister, Sohn des Architekten Julius Lußer und der † Wilhelmine geb. Luikle, verheiratet mit Frieda geb. Lusser. Schon am 25. August 1915 ist im Lazarett von St. Daniel am Karst Gottlieb Podrabsky vom österreichischen Infanterieregiment 28 der Cholera erlegen. Erst nach langer Zeit hat seine Frau Fried. Sofie geb. Heller mit ihren drei Kindern die

amtliche Bestätigung erhalten. Am 8. Oktober starb in Piennes der Bahnbedienstete Johannes Funk bei seinem Regiment, dessen Frau Marie geb. Player mit ihrem Kind in Eschach, OA. Gaildorf, Zuflucht gesucht hatte. Am 22. Oktober starb an seiner Verwundung der von hier gebürtige Vizefeldwebel Emil Jaiser, der sich nach Gustavsburg verheiratet hatte. Am 10. Nov. fand sein Grab in Flandern der Grenadier Max Drodofsky, Stationsarbeiter von Heimsheim. Am 29. Oktober starb im Lazarett in Hamburg der Landsturmmann Fritz Sämman, Sohn des Heinrich Sämman, der bei einem Hamburger Landsturmataillon gedient hatte.

Als Opfer des Kriegs starb an Lungenleiden nach langer, mit großer Geduld getragener Krankheit am 2. Dezember Karl Ebert, Schreiner, der eine Witwe Barb. Kath. geb. Kreisel mit zwei Kindern hinterließ; am 7. Dezember Hermann Blessing an derselben Krankheit im Lazarett Elisabethenberg, seine Frau Karoline geb. Haug mit einem Söhnlein zurücklassend; am 29. Dezember der Vizemeister Hermann Haag, dessen Witwe Anna geb. Mayer mit ihrem Töchterlein ins Oberland zog, und am 13. Februar 1917 Leonhard Stirnweiß, in jahrelangem Leiden geprüft, in seinem freundlichen Häuslein in der Gartenstadt, wo seine Witwe Elise geb. Schäfer mit ihren zwei Kindern zurückblieb. Ein anderer Gartenstädter, der Heizer Christian Keck, der als Landsturmmann bei einem Landwehrregiment zugeteilt war, ist am 27. Februar 1917 in Saarb. an einer vernachlässigten Mittelohrentzündung gestorben zum großen Schmerz seiner Witwe Marie geb. Schanz und ihrer drei Kinder. Eine Beute des Fleckfiebers wurde bei Buzau in Rumänien der Landsturmmann Paul Maier am 19. März. Seine Witwe Luise geb. Christe hat jetzt nur noch für den leidenden Bruder zu sorgen.

An der Somme fiel am 26. Dezember 1916 Wilhelm Hettich, verheiratet mit Luise Marie geb. Hettich. Er hatte in einem Marineregiment schon im Winter 1914/15 an der Yser gekämpft. Am 29. Dezember fiel in Rumänien beim Sturm auf Höhe 1175 der Bäcker Erich Steudel von Leisnig in Sachsen bei einem Reserveregiment. Am ersten Tag des Jahres 1917 wurde bei Ypern von einer Maschinengewehrkugel in den Kopf getroffen der Infanterist Georg Dollmaier von Ellrichshausen. Am 28. Januar fiel in französisch Flandern der Modellschreiner Grenadier Gustav Köstle, Sohn des † Julius Friedr. Köstle und der Rosa Magdalene geb. Grüninger. Bei Chiauourt fand durch Verschüttung den Tod der Buchbinder Infanterist Gustav Karle am 16. März, verheiratet mit Rosa geb. Schmid. Im vielumkämpften Wytschaetebogen bei Ypern wurde am 24. März der Unteroffizier Julius Baur, Schlosser von Oberbalzheim, von einer Kugel in den Kopf getroffen. Er war 1915 in den Vogesen verunglückt, hatte aber 1916 wieder an der Yser mitgekämpft.

Der furchtbaren Frühjahrsoffensive an der Westfront fielen zum Opfer: Am 11. April bei Guemappe Ernst Munk, Sohn des Wilh. Munk und der Elisabeth geb. Kurz bei einem Reserveinfanterieregiment; auch wieder eine Stütze der Eltern! Vom Winter 1914/15 an war er im Feld gestanden. Am 12. April wurde bei Monchy von einem Granatsplitter in den Kopf getroffen der Krankenträger August Berner, Sohn des Friedhofaufsehers August Berner und der † Luise geb. Heckenlaible. Schon im Dezember 1914 war er bei Ilow verwundet worden, jetzt folgte er seinem Bruder im Tode nach. Am 27. April wurde einer der Jungen vom Jahrgang 1895 das Opfer einer Mine, Richard Hermann, Sohn des Eisendrehers August Hermann und der Christiane geb. Happeler, bei einer württ. Landwehr-Pionierkompagnie. Erst hatten die Eltern den Schwiegersohn und nun den Sohn verloren. Möge er „dem Herrn gestorben“ sein, wie sein Denkspruch lautet: So darf ich nicht erbeben, mein Heil, ich bin ja dein!“ Auch die Armierungssoldaten sind vom weithin-streuenden Geschützfeuer des Feindes bedroht. So fiel bei Royère am 16. April Karl Hagel, der seine Frau Ernestine geb. Böhmerle mit einem Kinde zurückließ. Um von seiner Kopfwunde, die er sich in der Pfingstnacht 1916 bei Beaumont geholt, ganz hergestellt zu werden, unterzog sich der Leutnant Herm. Prinzing einer Operation; aber sie sollte ihm den Tod bringen und seinen Eltern Zimmermeister Karl Prinzing und Marie geb. Rieger herbes Leid. An dem Jüngling aber möge sich die Bitte erfüllen haben: „Und bleib mir nah mein Leben lang, bis ich dich ewig seh'.“

In der Arrasschlacht fiel bei Bullecourt am 3. Mai der Reserveoffiziersaspirant Ernst Wahl, Sohn des Bäckers Gustav Wahl und der Emilie geb. Fahrion, bei einem Grenadierregiment. Der Herr der „der Weg, die Wahrheit und das Leben“ ist, wird auch ihn zum ewigen Leben geführt haben. Am 1. Juni wurde bei Arras verschüttet der Lehrer Gottlieb Kurtz bei einem Grenadierregiment, Sohn des Gottlob Kurtz und der Marie geb. Paule. Sein Tod brachte der schwer geprüften Familie weiteres Leid. Der Herr aber, der bisher „Großes an ihm getan hatte“, wird den Treuen auch im Tode haben erfahren lassen, daß „alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb in Ewigkeit“, In der Champagne fiel am 21. Mai bei einem Feldartillerieregiment der Buchbinder Friedrich Schopf, der seine Frau Rosa geb. Moosbacher mit ihrem Kinde und der Mutter in der Gartenstadt zurückgelassen hat und Albert Zerwekh bei einer Fernsprechabteilung, Sohn des Wilhelm Zerwekh und der Rosine geb. Hammer. Auch er ruht auf dem Friedhof von Aussonce mit mehr als 700 Kameraden. Bei dem Spruch: „Wisset, daß ihr dazu berufen seid, daß ihr den Segen beerbet“ mag er wohl einst an ein anderes Los gedacht haben. Doch Gott hat ihn eben „Seine Wege wallen“ lassen und

das ist dennoch der Weg des Lebens, ebenfalls in der Champagne fiel am 28. Juli der Kassenbote Infanterist Gotthelf Hammer. Er hatte seine Frau Marie geb. Munk und seinen Knaben noch sehen dürfen, dann mußte er dem Zwillingbruder und dem Schwager in den Tod folgen. In Makedonien fiel am 1. Juli der Vizewachtmeister bei einer Flakbatterie, Kaufmann Ernst Mast, Sohn des Rektors Gottfried Mast und der † Wilhelmine geh. Krämer, durch Granatschuß. Dem gräßlichen Morden auf der blutgetränkten Ebene von Ypern fiel am 18. August bei Langemark zum Opfer Otto Schenk von Vaihingen a. E. von einem Granatsplitter in den Kopf getroffen; ebendort am gleichen Tag Ernst Biedermann, von demselben Grenadierregiment, Sohn des † Christian Biedermann und der Luise geb. Schall. Die vielgeprüfte Mutter hat nun nach der Tochter auch den Sohn, der ihr Trost und ihre Stütze gewesen, hergeben müssen. Am Tag nachher wurde auch bei Langemark durch Granatschuß getötet der Zahntechniker Erwin Klingler, vom Grenadierregiment, Sohn des Friseurs Karl Klingler und der Marie geb. Rau, wieder ein 1897er. „Schenke, lenke deine Güte ins Gemüte, daß wir können Christum unsern Heiland nennen.“ Bei Reims kam durch eine Handgranate ums Leben der Infanterist Ernst Zaiß, Sohn des August Zaiß und der † Marie geb. Zaiß, der seine Frau Anna geb. Hinkelmann mit zwei Kindern in Berlin zurückgelassen hat. Am 24. September starb im Seuchenlazarett Jnor an der Ruhr der Wehrmann Bäcker Gottlieb Nusser, der 1914 an der Yser, 1916 an der Somme und 1917 in der Champagne gekämpft hatte.

Auf dem flandrischen Leichenfeld ruhen der Schmied Wilhelm Krauß, Sohn des Aufsehers Adolf Krauß und der Karoline geb. Brügggen bei Ypern durch den Kopf geschossen am 1. Oktober; und der Kaufmann Landsturmmann Friedrich Leisinger, durch eine Granate getötet, nachdem er schon 1916 an der Somme verwundet worden war. Seine Frau Helene geb. Haas mit ihren 2 Kindern ist nach Stuttgart gezogen.

Endlich sind noch drei von den Jüngsten den fürchterlichen Kämpfen in Flandern zum Opfer gefallen. Am 22. Oktober Albert Aichele, Sohn des Karl Aichele und der Emilie geb. Wolf, bei Poelcapelle; ebenfalls vom Jahrgang 1898 der junge Lehrer Albert Schmauk, Sohn des Julius Schmauk und der Emilie geb. Maier, auch im Tode gilt es ihm: „Ich will dein Gott sein“. Nun darf er Ihn schauen. In französisch Flandern wurde durch Artillerievolltreffer getötet, am 1. November Otto Haug, die Freude und Hoffnung seiner Mutter, vom Jahrgang 1897. Gott nehme ihn und alle die Tapferen, die ihm vorangegangen sind, in Gnaden auf in sein Reich, das da ist „Gerechtigkeit und Friede und Freude in dem heiligen Geist“.

Jahresbericht

der Kirchengemeinde Untertürkheim im Kirchenjahr 1916/17.



Ein Jahr der Wunder Gottes liegt hinter uns. Auf einen unerhört harten und langen Winter kam wie mit einem Schlag ein sommerartiger Frühling, ein Blühet, wie man ihn sich nicht besser wünschen konnte; und dann auf ein furchtbares Hagelwetter, das alles vernichtet zu haben schien, eine Witterung wie ausgerechnet, damit alles, was noch am Geben war, sich erholen konnte. Während andere Geile Deutschlands unter Dürre schwer litten, hatten wir immer, wenn es höchste Zeit war, wieder Regen. Und so ist es ein gesegnetes Jahr geworden. Und wessen Weinberge nicht ins schlimmste Hagelgebiet gefallen waren, der konnte bei einem Preis von bis zu 1000 Mark für den Firner immer noch so viel lösen wie in anderen Jahren, während dann andere wohl fast so viel lösten, als der Weinberg wert war. Wahrlich wir haben Grund zum Danken und nicht

zum Klagen! Denn Wunder hat Gott auch draußen getan! Es ist ein Wunder Gottes, daß unsere Treuen in der flandrischen Hölle ausgehalten haben bis auf diesen Tag; und recht wie ein göttliches Strafgericht ist die Sturmflut des verbündeten Heeres über das verräterische Italien hereingebrochen und hat uns dem ersehnten Frieden näher gebracht. Ob wir ihn als Weihnachtsgeschenk wenigstens von ferne sehen dürfen?!

Unter den Toten des Jahres stehen vorne an unere Glocken, die fürs Vaterland ihr Leben haben lasten müssen, und denen wir am Abend des 24. Juni einen eindrucksvollen Abschied gehalten haben, In der heurigen Chronik müssen wir uns begnügen mit der Glocken letztem Gang aus dem Ev. Gemeindeblatt:

Ihr seid so oft erklungen, wenn uns ein Liebstes schied,
Nun singt mit Engelzungen euch selbst ein letztes Lied,
Das Scheidelied vom Sterben für Volk und Vaterland,
Singt's aus und brecht in Scherben und schmelzt im Opferbrand.
Nur du bleib uns zu eigen, Herr Gott, voll Kraft und Ruh,
Wenn deine Boten schweigen, so rede du, nur du!
Gib, daß wir unverdrossen in Stürmen feste steh'n;
Und laß, was du beschlossen, mit großer Macht gescheh'n.

Die Schar derer, die hinausgetragen wurden auf unseren stillen Friedhof, eröffnet die älteste Frau unterer Gemeinde, Barbara Hummel geb. Zwicker, die ihr 90. Lebensjahr noch gesund und rüstig zurückgelegt hat. Als sie sich aber im Herbst legen mußte, kam bald die Stunde, da sie sanft entschlafen durfte. Mit 87 ist nach vielen Leiden und langer Geduldsprobe entschlafen Rosine Rühle geb. Huppenbauer, mit 83 Ernst Fischer, der bei seinem Sohn hier Unterkunft gefunden hatte. Im 83. stand die Friedensgestalt Martin Freimüllers, der, so lange das Gehör es erlaubte, an seinem Platz in der Kirche nie fehlte, die treue Großmutter Pauline Münzenmayer geb. Reichert, deren gutes Gesicht nicht mehr im Gäßle nach den Enkeln ausschaut und

Marie Scheihing geb. Paule, die mit unendlicher Geduld gekrümmt auf ihrem Sofa liegend, Gott dankte, daß sie keine Schmerzen habe. Ein Leben der Mühsal und des Leidens hat Pauline Gaßmann verw. Kreder geb. Burkardsmaier im 80. geendet und im 79. ist Wilhelm Scheihing von der Einsamkeit des Schwerhörigen, die ihm doch den Humor nicht geraubt hatte, erlöst worden. An seinem 78. Geburtstag hat Bernhard Hahn die Augen Für immer geschlossen, nachdem er noch im Mai die goldene Hochzeit hatte feiern dürfen. Nur einen Monat jünger war Dorothea Haug geb. Diener, als sie aus einem Leben der Arbeit von Kindern und Enkeln schied. Im 76. ist Karoline Hammer geb. Kaiser in die ewige Heimat eingegangen, nachdem sie schon lange die irdische hatte entbehren müssen; und hat der Tod still und unerwartet dem August Kurrle das Arbeitsgerät aus der fleißigen Hand genommen, und im 75. mußte auch David Bürkle endgültig die Arbeit niederlegen, die er immer wieder aufgenommen hatte. Im 73. ist Jakob Haug von einem Leben der Trübsal erlöst worden und Wilhelmine Schanbacher geb. Reuß ihrem Manne nachgefolgt. Mit 69 hat Friedrich Berner im Kreise seiner Kinder, von denen zwei aus dem Feld gekommen waren, das letzte Abendmahl gefeiert und mit 68 hat Gott dem Leiden Gottlieb Warths unerwartet rasch ein Ende gemacht. Im 68. stand Johannes Schönhaar, als er ohne den Enkel nach Berg ging und dort am Brunnen tot gefunden wurde. Mit 66 endigte Friedrich Hohl sein einsames, menschenscheues Dasein, und im gleichen Alter ging Johannes Brendle aus dem Ruhestand, der ein Leidenstand geworden war, zur ewigen Ruhe ein. Im 64. hat August Wefte, der einsam hausende, die irdische Hütte verlassen, und im 60. mußte Karoline Bausch geb. Gugeler, die Sorge für die Enkel und die Haushaltung der Tochter übergeben. Eine schmerzliche Lücke hat nicht nur in seiner Familie und im ganzen Postamt, sondern auch in der Gemeinde Kirchengemeinderat Postinspektor Heinrich Münz hinterlassen, als er im 63. Lebensjahr vorn Krankheitssturm rasch weggerafft wurde. Gefaßt und Gott ergeben ist Gottlieb Gugeler im 60. von den Seinen geschieden und im 55. Matthäus Lohrmann, nachdem er sich von seinem Unfall scheinbar erholt hatte. Durch schwere Krankheit wurde Julie Weber geb. Bihl dem Mann und Sohn entrissen, und der Kaminfeger Friedrich Kurrle hat im 43. Jahr nach wechselvollem Leiden doch noch von dem freuen Weibe und den Töchtern scheiden müssen. Marie Raisch geb. Munk ist im 31., Gina Kaff geb. Hagel schon im 26. Lebensjahr von Mann und Kind geschieden; und Sofie Munk geb. Huppenbauer war noch nicht 28, als sie nach langem Krankenlager dem aus dem Feld heimgekehrten Manne zum letztenmal die Hand drückte. Karl Beutenmüller hat nicht lang sein Leben in der Anstalt fristen müssen, ehe er seinem Weibe im Tod nachfolgte. Auch Karoline Kley geb. Löckle hat bald, nachdem sie ihr Haus verlassen, den beschwerlichen Leib ablegen dürfen. Auch im 67. ist die mit ihrer Tochter hieher gezogene Lisette Ernst von den Beschwerden der Wassersucht erlöst worden. Im 64. ist nach langem schwerem Leiden Katharine Traub heimgegangen und im 63. Emma Huppenbauer geb. Veiz, die bei ihrer Tochter in Cannstatt treue Pflege gefunden hatte. Wie lange hat Gottlieb Zaiß auf seine Erlösung harren und darum bitten müssen, bis er 60jährig, abgerufen worden ist! Verhältnismäßig rasch ist dagegen Marie Schlotz geb. Stracke im 59. von dem furchtbaren Leiden erlöst worden, während Friederike Starz geb. Scheel mit sehnsuchtsvoller Ungeduld monatelang auf ihre Erlösung wartete. Ein einsames Leben voll Beschwerden eines kranken Herzens hat Christof Friedrich Mayer im 55. abgeschlossen; und wie lange ist Wilhelm Heinle ein leidender Mann gewesen, ehe im 52. der Tod allem Leiden ein Ende machte. Im fünften Jahre ihres Leidens ist, ein herzbewegliches Marterbild, Friederike Häberle geb. Keefer

endlich von ihren Schmerzen erlöst worden. 53-jährig ist Christine Neuffer geb. Rapp einer Operation erlegen. Gott ergeben ist Sekretär Georg Link auf seinem Leidenslager gelegen und hat sich gesehnt abzuschneiden, so schwer ihm die Trennung von Weib und Kindern fiel. Aufs äußerste abgezehrt mußte Emma Weber geh. Scheef immer noch warten, bis die Stunde der Erlösung schlug im 49. Lebensjahr; im 48. hörte das kranke Herz August Scheihings auf zu schlagen, während sein Blick auf dem Bilde des gefallenen Sohnes ruhte. Als Emil Maier verzichtet hatte, sein geliebtes Toggenburg wieder zu sehen, hatte er nur noch den einen Wunsch, in die ewige Heimat eingehen zu dürfen. Die anderen jungen Männer, die als Opfer des Krieges anzusehen sind, sind schon erwähnt: Hermann Haag, Hermann Blessing, Karl Ebert, der zuerst im Krankenhaus, dann daheim monatelang litt und Geduld übte und Leonhard Stirnweiß, der bis auf den letzten Blutstropfen, auszehren mußte. Dagegen wurde rasch hinweggerafft mit 59 Jahren Christiane Leeger geb. Gaßmann, die ohne eigene Kinder doch die treueste Mutter gewesen ist und August Kurz, der noch kurz vorher die Hochzeit eines Sohnes hatte mitmachen dürfen, im 58. August Diener, der so vielen geholfen hatte und hilflos verbluten mußte, Hermann Prinzing ist schon erwähnt unter den fürs Vaterland Gestorbenen. Das härtere Los hat seinen Altersgenossen Gustav Weber getroffen, der 20-jährig, der Auszehrung zum Opfer fiel, wie der im 18. stehende Max Seeßle, der so gern noch gelebt hätte und die 16-jährige Elsa Back, die still dalag, rasch dem Tod entgegengehend und Frida Teufel, die im 16. Jahre ihrem Brüderlein nachfolgte. Im 15. Jahr ist Anna Hummel einer Gehirnentzündung erlegen. Ein Opfer der Verzweiflung wurde die 19-jährige Frida Schaich von Kohlberg. Die muntere Emilie Bohner ist im 8. Jahre ihrer Mutter genommen worden, der sie ein Trost war bei der Grauer um den vermißten Vater. Eine ganze Anzahl von 3 bis 5-jährigen sind im nettesten Alter zum Teil durch die heimtückische Diptherie ihren Eltern geraubt worden: Lina Zaiß und Friedrich fehle, Gertrud Fezer und Gina Schwarz; Hermann Hagel und Hildegard Eisele standen im 3. Jahre und im 2. Frida Thumm, die nun schon dem Vater nachfolgte und Elisabeth Kaufmann, mit der wieder das Einzige den Eltern genommen wurde. Außer diesen Kindern sind noch 9, darunter 4 Totgeborene beerdigt worden. Auch heuer wieder ist es eine besonders große Zahl von lang und schwer Leidenden und dazu kommt eine ganze Anzahl von solchen, die entweder unmittelbar als Opfer des Krieges anzusehen sind oder bei denen die Lebensmittelnot doch jedenfalls mitgewirkt hat, um ihr Ende zu beschleunigen, wenn auch die Ihrigen an Pflege und Fürsorge taten, was irgend in ihren Kräften stand. Im Juni hat uns Stadtvikar Julius Hartmann, nachdem er sich eben recht hier eingelebt halte, verlassen müssen. An seine Stelle ist Stadtvikar Eugen Knebel getreten, der das erste Jahr des Krieges als Leutnant im Feld mitgemacht hat.

Taufen sind es heuer noch weniger, 105, 7 auswärts Getaufte eingeschlossen, dagegen haben die Konfirmanden mit 176 die Höchstzahl erreicht, 98 Knaben und 78 Mädchen. Gott lasse sie nicht bloß die verwildernde, sondern auch die erziehende Wirkung des Krieges erfahren! Kirchlich getraut wurden wieder 22 Paare, davon 7 am Abend. Am 13. Mai durfte die Gemeinde eine goldene Doppelhochzeit mitfeiern der Ehepaare Philipp Jakob Schiller und Rosine Dorothea Keefer und Bernhard Josef Hahn und Katharine Friederike Münzenmayer, das letztere Paar freilich in mangelhafter Rüstigkeit. Auch heuer ist wieder eine Kirchenaustrittserklärung vom Feld aus erfolgt. Wie überhaupt das vierte Kriegsjahr nicht unter dem Zeichen zunehmender Gottessfurcht begonnen hat. Uns ist bange, aber wir verzagen nicht, denn Gott kann dennoch machen, daß allerlei Gnade unter uns reichlich sei. 2. Gor. 9, 8.